

(Nachdruck verboten.)

25]

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Was ist denn los?“ fragte der Gendarm unwillig.

Bäbbi stotterte: „Eier Mahn leit draußen im Graven, kommt, kommt!“

„Laßt ihn ruhig liegen.“ sprach der Gendarm und strich sich den Schnurrbart auf.

„Nower hän kann sech den Dub holen, hän es eweil als ganz verflomm!“

„Wat Ihr net saot!“ Zeih horchte nun doch auf, sie ließ sich den Hergang umständlich erzählen, keinen Augenblick verlor sie dabei ihr vergnügtes Lächeln. „Im Graven — de ganz Nacht — Jez, dat arm Pittchen! Jao e su es hän, alleweil strawäht hän erunt. Babb, seid e su gud, weist mer de Stell!“

Als die beiden Frauen die Hütte verließen, kamen Tina, Leis und Brun daher; sie hatten die Babb so rasch laufen sehen. Ihre Augen funkelten neugierig. „Wat es passiert?“ Zeih berichtete.

„Dat Pittchen — im Graven! Ha ha ha ha!“ Tina krümmte sich vor Lachen und hielt sich die Seiten; vor Vergnügen jauchzend, warf sie den Kopf hintenüber, daß ihre dunklen Haarsträhnen sich lösten.

„Ha ha ha“, lachten Brun und Leis und Zeih lachte mit. „Wir wollen han hole giehn! Hole giehn, olau!“

Im Laufschrift, ausgelassen kreischend, mit fliegenden Haaren und flatternden Röcken, sich neckend und jagend, stoben sie hinter Bäbbi drein. —

Es war nicht das erstemal, daß Peter betrunken nach Hause kam. Er machte sich ein Gewerbe daraus, von Dorf zu Dorf zu wandern und die Wirtshäuser abzusiten.

Seit er „geerbt“, arbeitete er gar nichts mehr; nicht, daß er früher viel geschafft, aber er hatte doch wenigstens hie und da was gebastelt und mit der Reparatur des Kirchen-Kronleuchters sogar ein Meisterstück geliefert. Der geistliche Herr hatte ihn auch öffentlich, von der Kanzel herunter, deswegen belobt.

„Eweil haot hän det Arweiden net mieh netig.“ sagte die Zeih und sah wohlgefällig an ihrem schönen neuen Kleid herunter. Bald nach dem Lanzvergnügen in Oberkail war der Stoff gekommen und der Peter hatte dem Postboten stolz acht harte Thaler auf's Fensterbrett gezählt; es waren noch dieselben alten Thaler, die er vom Krummscheid geborgt, Thaler mit verschiedenen Handschriften, wie: „Gott mit uns“, „Gott segne Sachsen“, „Gott — Ehre — Vaterland“. Auf den Stücken, die der Alte wieder erhalten, waren Kopf und Schrift noch weniger deutlich; sie waren wohl schon durch sehr viele Hände gegangen, ordentlich fettig fühlten sie sich an, das Gekerbte an den Rändern war abgegriffen. Aber es waren vollgewichtige Thaler und schmunzelnd verschloß der Alte sie in seinem Sparkasten, glücklich, so ohne weiteres Drängen zu seinem Gelde gekommen zu sein.

Eine seltsame Rastlosigkeit hatte sich Peters bemächtigt. Es gab Nächte, in denen er gar nicht heimkehrte, andre, in denen er wohl zu Hause war, aber zu Zeih's größter Verwunderung erst bei Morgengrauen zu ihr ins Bett schlief. Sie gewöhnte sich an beides. In ihrer gedankenlosen Art fragte sie nun auch nicht mehr: „Saog ehs, Pittchen, wat maachste e su lang lao binnen in der Kammer?“ Er hatte sie ein paarmal angefahren: „Gal Dei Maul, schär Dech om Dein Saachen!“ Jetzt räkelte sie sich bequem, wenn sie ihn drinnen noch hantieren hörte, und drehte sich gähmend auf die andre Seite.

Sie war immer guter Dinge; seelenvergnügt fiel sie ihm um den Hals, wenn er ihr etwas von seinen Wanderungen mitbrachte.

Bald war er in Oberkail, bald in Spang-Dahlem; den einen Tag in Großlittgen, den andern in Ober-Deffingen; heute in Nusweiler, morgen in entgegengesetzter Richtung, in Bettenfeld; diesseit in Landscheid und jenseit in Hupperath, immer die Kreuz und Quer, von Dörschen zu Dörschen. Bis

nach Manderscheid lief er und gar bis gegen Daun; in der ganzen Gegend war er bekannt, im näheren und weiteren Umkreis. Die Wirte sahen ihn gern kommen, er hatte eine flotte Art, den blanken Thaler auf den Tisch zu werfen; „Dao, zieht die Rechnung af!“ Mitunter ließ er sich auch von einem Bäuerlein wechseln, das froh war, seine grünspanigen Kupferpfennige und abgeschabten Gröschchen einzutauschen gegen das blanke Silberstück.

Sie litten keine Not mehr, und doch sah Peter elend aus; so tief hatten ihm nie die Augen im Kopf gelegen, scheu und gedrückt schlug er den Blick zu Boden, nur nach ein paar Gläsern Schnaps flammte der auf. Dann glühten die düsteren Augen wie hell brennende Kohlen, in wilder Lustigkeit schlug Pittchen auf den Tisch: „Wat kost' de Best?!“ Und dann trank er und trank, bis daß er sinnlos davontaumelte. Regen und Schnee ernüchterten ihn nicht, torfelnd zog er über die einsamen Landstraßen und durch den nachtdunklen Wald. Dann sprach er wild vor sich hin; schrie, laut schimpfend, die Bäume an und socht mit den Armen wie ein Verrückter.

Die Kleider schlotterten ihm um den Leib, sein Gesicht war abgezehrt und doch hingen die Weiber an ihm wie die Ketten. Die Tina beherrschte ihn ganz. Sie war unerfätlich, bald begehrte sie dies, bald das: eine Brosche, eine Schleife, einen Ring, eine Schürze, Zuderzeug und wohlriechende Pomade. Bald mußte er sie dahin führen, bald dorthin. Sie schmeichelte und trogte, sie versprach und versagte, und wenn er zuletzt gequält rief: „Daob mech in Ruh, maach, datste weg kömmt.“ lachte sie ihm ins Gesicht. „Maach dau, datste weg kömmt, lauf bei dein Zeih, lao kannst du luden, wie dan Oberkailer et karesiert!“

Sie hatte nicht die Unwahrheit gesprochen. Als er zum erstenmal den Gendarm bei der Zeih antraf, brüllte er in sinnlos eifersüchtiger Wut. Die geballten Fäuste schwingend, sprudelte er wilde Drohungen: „Eraus, eraus! Ech onschla Eich dud, ech — eraus, tushwit, eraus!“

Der Gendarm ging schon, ganz gekränkte Würde, nur auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und drohte mit dem Zeigefinger der wildleder-behandschuhten Rechten. „Nehmen Sie sich in acht! Beleidigung der Obrigkeit wird mit Gefängnis bestraft. Sie überhaupt — Sie —“ er spuckte aus; es schien Peter, als hefte sich sein Blick durchdringend gegenüber auf die Kammerthür — „Sie haben überhaupt jar keine Ehre mehr, mitzureden. Bitte mir Achtung aus, werde Ihnen sonst mal auf die Bude rüden, Sie — Lappert.“ Rasch die Thür zuwerfend, verließ er schleunigst das ungestliche Haus.

„Wat maant hän dermit?“ schrie Pittchen die Zeih an; seine Augen rollten hin und her.

„Bis still, Pittchen! Bis still!“ Sie war in Angst vor ihrem Mann.

„Ech sollen mech in acht holen — uf de Bud rüden?!“ murmelte Peter. Und dann brüllte er: „Wat haot hän von der Kammer gefaot — wat? Antwort!“

Sie sah ihn betroffen an und stotterte verlegen: „Mir — mir — hän haot gefaot, mir wollten lao erin giehn, on —“ „Kreizgewieder!“ Schwer fiel Peter auf den Schemel und stützte den Kopf in die Hände. So saß er lange regungslos, wie aus Stein.

Sein Schweigen machte sich Zeih zu nutze, nun hatte sie Oberwasser: mit großer Geläufigkeit, halb ärgerlich, halb lachend warf sie ihm seine Grobheit vor. „Och Jesses, wann ech noren dan kleinsten Disturs met jemandem haon, stracks bis dau e su schroh (heftig, böse)! Wat soll hän nau von ons denken, dan Gähr-Gendarm?! Wer kann nie wissen, wie eim e su anen trillsen (quälen, peinigen) on tribelieren kann, et es doch alleweil besser, mer haot kein Unverläjehaot met der Dvrigkaat!“

„Kein Unverläjehaot met der Dvrigkaat.“ sprach er ihr nach und schüttelte sich, als ließe ihm etwas kalt über den Buckel.

Von nun an bekomplimentierte er den Oberkailer höflich wenn der Zufall ihn den in seiner Hütte finden ließ; sein blaßes Gesicht trug dabei aber einen so verbissenen Ausdruck, daß der schöne Gendarm es vorgezogen hätte, die Zeih draußen im Freien zu treffen, wäre es nur nicht gar so kalt gewesen! Der Wiffert war ihm riesig ungemütlich und eben

so war er's dem Wiffert; sie gingen beide um einander herum, vorsichtig schnuppernd wie Füchse um die Falle.

„Es muß doch mal Frühjahr werden, auch in dieser verfluchten Gegend,“ tröstete sich der Gendarm. Dann gab der Buchenwald einen angenehmen Ort fürs Stellbuchein, es saß sich gut auf dem weichen Moos. Er hatte noch keinen Eifelwinter mitgemacht, und der dünkte ihn schier endlos, zum Sterben langweilig mit seinen ungeheuren Schneelasten, die das Bergland von jedem Verkehr abschnitten.

„Eweil moß et bal Frühjaahr gänn,“ tröstete sich auch Püttchen. Dann war das Wandern von Dorf zu Dorf nicht mehr so beschwerlich, man konnte „commoder“ über Land gehen und seinen Kausch gemächlich im Wald ausschlafen. —

(Fortsetzung folgt.)

Schlud und Jan.

(Deutsches Theater.)

Die Rollen, in denen von Hauptmanns neuer Dichtung die Rede war, schwirrten bereits seit Wochen durch die Presse. Die Welt wurde — wie auf eine große Ueberraschung — nach und nach auf den Abend im Deutschen Theater vorbereitet. Die Arbeit wurde wie eine Sensation ersten Ranges inszeniert. Bei einer Sensation aber kommt es in erster Linie darauf an, die Oessentlichkeit in Atem zu halten. Der Schleier darf nur langsam vom Geheimnis gezogen werden und jede Mitteilung muß den Hunger nach neuen Mitteilungen wecken. Wir erfuhren also zunächst nur ganz allgemein, daß es sich um eine heitere Dichtung handelte, und erst, nachdem wir uns mit diesem Faktum genügend vertraut gemacht hatten, wurde uns als weiteres Reizmittel der Titel serviert.

„Schlud und Jan“ ließ auf eine derbe Dichtung von niederländischer Farbenkraft schließen, und sollte vermutlich auch darauf schließen lassen. Wir durften an Jean Steen und seine farbenreichen Witzhausbilder denken. Wir durften hoffen (und sollten vermutlich hoffen) daß Hauptmanns Seele weit und tief genug sei, um neben dem tragischen Mitleid auch die Freude an kraftstrotzender Ausgelassenheit zu bergen. Man ließ uns einige Zeit, diesen Phantasien und Hoffnungen nachzuhängen. Erst dann ging man dazu über, uns das alte Motiv der neuen Dichtung mitzuteilen. Und auch das Motiv hatte etwas an sich, das den Hunger wach hielt. Es stimmte zu allem, was wir bereits wußten, zu Jean Steen und den Niederländern, zu fatten Farben und zu derber Lust, und daneben regte es noch die Frage an, wie Hauptmann seinen großen Vorgängern gegenüber bestehen würde. Das Interesse an der Dichtung und am Dichter war damit genügend geschürt, und somit erfuhren wir nun auch — tropfenweise natürlich — einzelnes über die Besetzung. Ein kluger Mann sagt nie in einer Rolle, was er auch in zwei Rollen sagen kann, und man muß es den Freunden Hauptmanns lassen, daß sie diesen Grundsatz praktischer Lebensweisheit mit einer nicht gewöhnlichen Intelligenz und einer nicht gewöhnlichen Unerblichkeit zur Anwendung brachten. Endlich versiegten aber selbst die reichsten Mittel, und so kam auch endlich der Tag, an dem der Theaterzettel, wie jeder andere Theaterzettel, an den Litfabssäulen prangte.

Damit hatte die Sensation nun freilich keineswegs ihr Ende erreicht. Man mußte schon zu den Bevorzugten unter den Sterblichen gehören, um für fünf Mark einen Platz im Parkett zu erwerben. Die Billetthändler standen haufenweise in den Nebenstraßen des Theaters herum, und die zahlreichen Equipagen und Droßkfen vollendeten das Bild einer sensationellen Premiere. All diesen Thatsachen gegenüber wirkte es recht wunderbar, daß Hauptmann in einem Prolog um mildernde Umstände bat. Er ersuchte das verehrte Publikum, doch um Gottes willen keine zu hohen Ansprüche an die Dichtung zu stellen und bat die Erschienenen, sich als Gäste eines Schlossherrn zu betrachten, der nach der herbstlichen Jagd mit einem fröhlichen Späß erquickt. Die Entschuldigung stellte insofern hohe Ansprüche an die Phantasie der Zuschauer, als Schlossherrn im allgemeinen die Plätze in ihrem Saal nicht für 5 M. pro Stück zu verkaufen pflegen. Auch pflegt man für solche Jagdspäße die Kellame nicht in Anspruch zu nehmen und am allerwenigsten läd man die Kritik ein, um öffentlich darüber zu berichten. Die mildernden Umstände, um die Hauptmann bat, mußten also von vornherein verweigert werden. Er hatte seine Dichtung als ein sensationelles Ereignis angekündigt und mußte sich der Kritik stellen wie jeder, der etwas auf dem Herzen hat und den Kampf nicht fürchtet. Hatte seine Kellame den Eindruck einer überraschenden Unerblichkeit gemacht, so machte seine Entschuldigung den Eindruck einer überraschenden Feigheit.

Am schlimmsten ist es aber schließlich, daß seine Dichtung auch vom Standpunkt eines derben Späßes aus eine betriübende Erscheinung genannt werden muß. Wir unsrerseits hätten ihm nicht nur den Späß, sondern auch die unerlaubte Kellame für den Späß von Herzen verziehen, wenn nun wirklich ein Späß, oder auch nur etwas Aehnliches herausgelommen wäre. Mit der Langleike aber, die über „Schlud und Jan“ lagert,

würde Hauptmann selbst den sanftesten Gast verschrecken, wenn er einmal auf den verwegenen und wenig einträgliehen Gedanken käme, sie den Gästen seines Hauses vorzulegen.

„Schlud und Jan“ ist ein armes, dürftiges, von allen guten Geistern der Kunst verlassenes Stück. Der brutale Weisfall, den es von blinden Anhängern erhielt, war eine ästhetische und sittliche Noheit, die man als das einzige sensationelle Ereignis des Abends bezeichnen kann. Es kam jedem Dichter passieren, daß er ein schlechtes Stück schreibt; es wirkt sehr peinlich, wenn er dieses Stück mit allen Mitteln der geschäftlichen Kellame inszeniert; aber es wirkt unerträglich, wenn er überdies noch am Abend vor dem Vorhang erscheint, um über den wüsten Lärm seiner Anhänger zu quittieren. Man hat seine ganze Objektivität nötig, um die Ehrfurcht nicht zu verlieren, die unsres Erachtens dem Dramatiker Hauptmann unter allen Umständen entgegengebracht werden muß. Hauptmann hat ohne Zweifel Verdienste, große Verdienste, schwerwiegende Verdienste, aber selbst das reichste Erbe der Vergangenheit kann von einer gewissenlosen und leichtfertigen Gegenwart verthan werden. Wenn der letzte Abend im Deutschen Theater sich noch einigemal wiederholen sollte, dürfte der Dichter mit Schreden erleben, daß man seine großen Thaten über seiner großen Kellame vergißt.

Um nun auf „Schlud und Jan“ zu kommen, das in der ganzen Affaire das unbedeutendste Moment ist, muß zunächst die Wahl des Motivs anerkannt werden. Hauptmann hat sich in einzelnen Szenen peinlich stark an Holberg angelehnt, aber immerhin hat er das alte Motiv selbständig geschaut und selbständig erfasst. Es handelt sich befaßentlich um einen Bagabunden, den man betrunken in das Bett eines Fürsten legt, um ihm beim Erwachen einzureden, daß er ein Fürst geworden sei. Holberg benutzte diesen Vorwurf nun, um zu zeigen, wie ein geknechteter Mann in der Freiheit zum Tyrannen wird, und zwar zeigt er bei dieser Gelegenheit, wie die Tyrannenlaster in den Sklaventugenden wurzeln, so daß er schließlich nicht die Freiheit, sondern vielmehr die Herrschaft trifft. Hauptmann faßt sein Motiv anders. Der Bagabund bleibt bei ihm als Fürst ein harmloser Späßmacher, der seine eingebildeten Unterthanen nicht hängen läßt, sondern fidel, wenn auch taktlos, mit ihnen kneipt. Dafür aber hat allerdings Hauptmann dem Motiv eine andre, sehr schätzenswerte Seite abgewonnen. Sein Bagabund fühlt sich schließlich, auch als er als Bagabund wieder erwacht, immer noch als Fürst. Er vergleicht sein Landstreicherdasein mit seinem Fürstentraum — und kommt schließlich zu dem Resultat, daß auch ein Fürst nur eine Kelle und einen Magen hat. Damit ist das Motiv Holbergs allerdings in eine neue Beleuchtung gerückt, aber die Beleuchtung ist leider so dürftig und kümmerlich, daß man das Motiv nicht sieht, obwohl es doch von Gold ist und somit eigenen Glanz hat. In der ganzen Dichtung tritt eine geradezu erschreckende Armut zu Tage, was um so schlimmer ist, als der Dichter eine zweifache Gelegenheit hatte, seinen Reichtum zu zeigen. In der Schilderung des Fürsten und der Fürstenburg konnte er alles geben, was seine Seele an Kraft und Pracht zu geben hatte. Er gab uns aber keine Burg, sondern eine nüchterne Villa, die für einen Kleinbürgerlichen Rentier nach einer verbrauchten Schablone gebaut ist. In all den Versen, die wir hörten, war nicht einer, der Glanz und Farbe hatte. Wir bekennen offen, daß wir uns in so hohem Grade nur in den Theaterstücken gelangweilt haben, mit denen Paul Heyse gelegentlich seine dramatische Ohnmacht beweist. Hauptmann blieb uns aber nicht nur den Fürsten und die Fürstenburg — er blieb uns auch den Bagabunden und die Bagabundenfröhlichkeit schuldig. Er versagte in der Gestaltung seines Motivs eben vollständig. Holbergs Lustspiel ist meeresstief und meeresweit; „Schlud und Jan“ ist ein schaler Lämpel, in dem sich nichts spiegeln kann, es sei denn die Eitelkeit, die mit jedem Spiegel vorlieb nimmt. Was schließlich am schwersten zu tragen bleibt, ist der Rückschluß, den der unbefangene Kritiker auf Hauptmanns Talent thun muß. Es hat immer Leute gegeben, die Hauptmann für einen bedeutenden Kopisten, nicht aber für einen bedeutenden Dichter hielten, es hat auch immer Leute gegeben, die gegen diese Meinung kämpften, und wir gehörten bisher immer zu den letzteren. Wir räumen aber gern ein, daß unsre Position bedroht ist, als sie es jemals war. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Ein origineller Theaterzettel der „Räuber“ aus dem Jahre 1789, dem Jahre, in welchem Goethe seinen „Faust“ in Leipzig zur Ostermesse brachte, findet sich in dem Kalender „20. Jahrhundert“.

Großes bürgerliches Trauerspiel.

Mit gnädigster Erlaubnis wird heute Sonntags den 4ten Oktober 1789 von der B. . . Gesellschaft deutscher Schauspieler ein vortreffliches hier und aller Orten sehr berühmtes von dem berühmten Herr Schüller neu bearbeitetes, mit Verzierungen und schönen Abwechslungen versehenes großes bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen auf vieles Nachfragen aufgeführt werden, genannt:

DER FALZ DES WODRZESCHER HAUSES
oder DIE KAUENBERG.

Nach dem Personalstand NB.

Alles, was in einem großen Trauerspiel vergnügen, Mitleid, Bewunderung erwecken kann, was man großes, schönes und moralisches in vielen Stücken einzeln findet, ist in dem heutigen allein enthalten; das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist, der Verirrte tritt in das Geleitz der Gesetze und die Tugend geht fiegend davon; es treten dabei über 69 Personen auf, die vielen Kunde, die aber an Striden gebunden und geführt werden, die lebendigen Pferde, worauf die Räuber geritten kommen; wo sie ihre Kameraden von dem Galgen befreit, der Räuberberg, die Räuberhöhle, das in Brand gesteckte Schloß, und andre Verzierung des Theaters, werden heut ein herrliches Trauerspiel vor Aug. Herz und dem Geist vorstellen. —

— Was wird aus einer Cigarre beim Rauchen? Die Frage, welcher Art die Rauchprodukte des Tabaks sind, ist von hervorragender hygienischer Bedeutung, zumal der Tabak giftige Stoffe enthält, über deren Verbleib beim Rauchen bisher wenig bekannt war. Eine eingehende chemische Untersuchung dieser Frage unternahm nach der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ Prof. Dr. Thoms. Zwanzig Cigarren, die einen Nikotingehalt von mehr als 1 Proz. hatten, wurden künstlich verbräut; der Rauch und die Asche wurden gesondert aufgefangen. Letztere betrug ungefähr 20 Proz. und enthielt außer Kohle verschiedene Kalz- und Kalisalze. In dem Rauch ließen sich vor allem Nikotin, Ammoniak und Pyridin nachweisen, ferner Kohlenoxyd und ein ätherisches Öl, das den Geruch des Tabakrauchs bedingt. Besonders wichtig sind die Untersuchungen über den Nikotingehalt der „Cigarrenstummel“. Prof. Thoms konnte nämlich feststellen, daß der Nikotingehalt in diesen ungefähr viermal so groß ist, als in der verbrauchten Cigarrenmasse. Es ergibt sich hieraus der wichtige Schluß, daß eine ziemlich beträchtliche Menge Nikotin beim Rauchen in den „Stummeln“ zurückgehalten wird. Schließlich ließ sich nachweisen, daß der Nikotingehalt für die Güte und Stärke eines Tabaks keine Handhabe bietet, vielmehr ist die Zunge des Kenners der sicherste Wertmesser für eine Cigarre. —

Theater.

Berliner Theater. „Libussa“. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Grillparzer. Im Berliner Theater hatte man ausnahmsweise einen Dichter hereingelassen. Natürlich konnte er nicht die Bordtreppe passieren. Er wäre hier womöglich mit einem der stolzen Herren zusammengestoßen, die im allgemeinen das Theater mit ihren Fabrikaten versorgen, und die Begegnung hätte leicht peinlich werden können — für den stolzen Herrn natürlich, der nicht gewohnt ist, mit schäbigen Schlußern in einem Hause zu verkehren. Der arme Grillparzer wurde also vorichtig — wie ein heruntergekommenes Familienmitglied — durch eine kleine Hintertür hereingelassen. In einer Nachmittags-Vorstellung zu ermäßigten Preisen durfte er seine „Libussa“ reden lassen.

Dem Berliner Theater soll aus diesem Umstand kein Vorwurf gemacht werden. Nur die Situation, in der sich heute ein Dichter thatsächlich befindet, wollten wir an einem deutlichen Beispiel klar machen. Das Berliner Theater verdient vielmehr Dank, daß es überhaupt die Dichtung zur Aufführung brachte. Das Publikum freilich wird schwerlich dankbar sein. Der Durchschnitt der Theaterbesucher kommt bei „Libussa“ nicht auf seine Rechnung und auch die Kritik kann sich leider nicht unbedingt der Dichtung freuen. Spulhafte Schatten huschen über das Stück. Etwas von der alten und modernen Kunstromantik, die unsre Großväter und mehr noch unsre Großmütter entzückte, ist in die Handlung hineingeraten. Hier und da stört auch ein philiströser Zug. Das besäufte Volk, das Grillparzer uns unter der Herrschaft Libussas zeigt, ist beispielweise in entsetzlich süßen und sentimentalsten Scenen geschildert. Auch das eigentliche Motiv ist nicht mit elementarer Kraft zum Durchbruch gekommen, was allein schon aus dem Umstand erhellt, daß die Gelehrten sich noch heute nicht über den eigentlichen Sinn des Stückes im klaren sind. Trotz alledem ist die Aufführung der Dichtung natürlich ein Verdienst. Die Sprache ist von beständigem Reiz und in einigen Momenten hat die Handlung auch wirklich dramatische Größe.

In der Königstochter Libussa kämpfen zwei feindliche Gewalten. Die übernatürliche Sehergabe, die sie vom Vater geerbt hat, reizt sie von allem Irdischen fort. Dann aber sehnt sie sich nach Menschen und Menschenglück; denn Libussa ist nicht nur Seherin, sondern auch ein fühlendes und hangendes Weib. In der Ehe mit ihrem Gatten straßt ihr eine Weile die Sonne menschlichen Glücks. Dann aber rächt sich die unterdrückte Prophezeiemaner, in dem sie noch einmal zum Durchbruch kommt und die schwache, menschliche Libussa im Sturm der Inspiration dahintrafft. Die tragische Mischung von Menschlichem und Uebermenschlichem mußte mit der tragischen Vernichtung schließen.

Das erschienene Publikum nahm die Dichtung beifällig auf. In der Darstellung traten Behrlin und Marie Frauenborfer hervor. Dem mittelmäßigen Spiel des Herrn Wonnard sollte die Regie einige Fessel anlegen; es wirkt gelegentlich un-erträglich. — E. S.

Kulturgeschichtliches.

c. Geschäftskünste in alter Zeit. Eine Schrift vom Jahre 1408, die den Titel: „Allerhand Hantierungen für junge Leute, sich der Krämerei und Handl besleichen tun, bei Kauf, Verkauf und Tausch, bei Haus und Zarnart“ führt, enthält eine Reihe von Rat-

schlägen für Krämer und deren Lehrlinge und Gehilfen, die zeigen, daß auch die „guten Alten“ sich sehr wohl auf das Geschäft verstanden und auf alle mögliche Weise einen Profit zu machen suchten. Der „Vater“ führt daraus folgende „Regulin“ an: Frumheit ist die erste tugendliche Eigenschaft eines Krämers, doch hast Du auf Dein Nutzteil zu hantieren. Bei Maß und Gewicht sein allerhand Kunst zu machen, wan Du für 2 Pfennige Stimmel messen tuft, halte das Maßlein sein krump, als hettest Du das Meizen in Deiner Hand, mit der andern Hand fülle ein, und es sol ist fürze es der Kunde im Topf. — So Du Honig auf die Waag gibst, gebe Steine als Gewicht so, daß Dein tiefer steht, sonst hast Du kein Gewinn. — Wiegest Du mit der Hautwaage Pfeffer über 3 Pfennige, so schnelle mit dem langen Finger der linken Hand das Zünglein so, daß man glauben thut, es ist mehr als man verlangt. — So Du eine Elle Hanfendelein oder Waiszeig messen tuft, so halte den Daum der rechten Hand mit der Fleischseite auf das Händelein, bei abschneiden aber überbiege Dein Daumlein bis zur Nagelwurzel, so gewinnest Du bei jeder Elle eine Nagellänge. — So Du Baumel messest, tuhe das Ziment lange abtraufen lassen, geuße aber schnell das Ehl in Deiner Kunde Köpfelein, um henge Dein Zimentlein im Stande, so wirft Du zu was kommen. — Ist Dir an aine Kundin was gelegen, so mache Dich gefellig, sage daß sie schönlaibig sein, und Du volgefassen an ihr findest, sie wird geblendet sehn und launst auf vorteilhaftem Verkauf sicher sehn, auch wenn die Waiber häßlich und narbig sind tuhe ihnen schön, es pringt Rug. —

Aus dem Tierleben.

— Ein in Deutschland aussterbendes Nagetier. Kaum ein anderes Tier hat sich so rasch vermindert wie der Viber. Der Wohnkreis dieser geschätzten Nagetier reicht zwar noch heutigen Tages durch drei Erdteile hindurch und erstreckt sich über alle zwischen dem 33. und 68. Grad nördlicher Breite liegenden Länder; in Amerika ist ihre Zahl aber durch unablässige Verfolgung schon sehr zusammengeschnitten und unter den Ländern Europas sind sie häufiger nur noch in Oestreich, Rußland, Bosnien und Standinabien, namentlich Norwegen anzutreffen. In Deutschland hingegen, wo ihre einstige weite Verbreitung sich aus den zahlreichen Orts- und Flussnamen ergibt, die auf sie zurückzuführen sind, findet man sie gegenwärtig allein noch an der mittleren Elbe, etwa von Wartenburg oberhalb Wittenberg an abwärts bis gegen Magdeburg, und besonders in den Revieren der Oberförstereien Stechby und Lohheim, sowie Grünewalde und Lödderitz. Der Viber wird in allen diesen Standorten angrenzenden preussischen Staatsforsten streng geschont; das gleiche hat die herzoglich-anhaltische Forstverwaltung angeordnet. Diese Restkolonien der Viber an der Elbe hat nun neuerdings Dr. G. Friedrich in Dessau zum Gegenstand eines gründlichen Studiums, namentlich was die Lebensweise und die Danmbauten der Tiere anlangt, gemacht und in einer besonderen Schrift alles zusammen zu fassen gesucht, was wir über die letzten deutschen Viber wissen. Trotz der Schonung werden sie auch hier mit der Zeit aussterben; Friedrich zählte bei seiner Untersuchung im ganzen nur noch 108 bewohnte Baue mit etwa 160 Vibern. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß er auf ihnen fohrtige Schmarotzerlarven nachgewiesen hat, die man bisher nur vom kanadischen Viber kannte, der sich von dem europäischen durch das dunklere Fell, die mehr gewölbte Gesichtslinie des überhaupt schmälern Kopfes und andere Eigentümlichkeiten des Schädels unterscheidet. Jener Käfer ist auch an den letzten Vibern an Pettit-Rhône gefunden worden, und es ist damit ein Beweis für die Artübereinstimmung des amerikanischen und des europäischen Vibers erbracht, während die Artfestsolidität des ersteren bisher nicht angezweifelt wurde. — („Mutter Erde.“)

Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber die Pflege der Obstbäume schreibt Garteninspektor Meinhardt in der illustrierten Wochenschrift „Kertus: Wie oft habe ich schon von Gartenbesitzern die Klage gehört: „meine Obstbäume tragen rein gar nichts mehr“. Sah ich mir dann die betreffenden Bäume an, so fand ich in den meisten Fällen, daß die Krone stattdlich gewachsen und äppig verzweigt war, was zwar ganz hübsch aussieht, aber bei Obstbäumen ganz verkehrt ist. Um Ernten zu erzielen, muß mancherlei beachtet werden, vor allem aber ist darauf zu sehen, daß die Bäume möglichst licht gehalten werden, d. h. daß das dicke Gewirre von teils dünnen, teils im Absterben begriffenen Zweigen beseitigt wird, zu Gunsten der gesunden und kräftigen Schwelinge. Eine luftig gehaltene Krone mit kräftigen Ästen wird stets einen größeren Fruchtansatz zeigen, weil Licht und Luft ihren belebenden Einfluß besser geltend machen können und die Kraft mehr zusammengehalten wird. Beim Ausschneiden der Krone sollte jedoch der Anfänger gar recht vorsichtig sein und lieber einen größeren Ast entfernen, als viele kleinere ausschneiden. Größere Zweige sollen sich niemals so dicht kreuzen, daß sie sich berühren, also bei Wind reiben, der schwächere muß beseitigt werden. Die Äste müssen dicht an der Stelle, wo sie sich vom Stamm abzweigen, mit der Säge schräg abgeschnitten werden (nicht bei starkem Frost) und zwar so, daß die Schnittfläche sich auf der Unterseite dem Stamm etwas nähert. Es wird dadurch verhindert, daß im Laufe der Zeit das Wasser — weil es gleich abfließt — den geliebten Stumpf zerstören kann. Die Wunde ist sodann mit einem scharfen Messer glatt zu

schneiden und zum Schutz gegen Kern- und Holz- säule mit Baumwachs, Leinöl oder dergleichen zu bestreichen. Großen Einfluß auf die Tragfähigkeit eines Baumes hat auch die Beschaffenheit der Rinde. Alle abgestorbenen Rinde derselben müssen entfernt werden und mit ihr alle Flechten und Moose, die Baum- schärre und die -würste müssen hier fleißig beseitigt werden, damit der Stamm atmen kann und den vielen Obstschädlingen die Verstecke für sich und ihre Eier genommen werden. Aus diesem Grunde ist es auch weise gehandelt, wenn die abgestorbene Rinde sorgsam gesammelt und verbrannt wird. Der Stamm und die stärkeren Äste sind so- dann mit einer 1-2-Prozentigen Kupferfodabrinne zu bestreichen oder der ganze Baum mit einer 2-Prozentigen Kupferfodallösung zu be- spritzen. Mit der Pflege des Stammes und der Zweige hat auch die Pflege der Wurzeln Hand in Hand zu gehen, denn oft ist auch Mangel an Nährstoffen im Boden Schuld des geringen Ertrages. Man macht deshalb in den Boden mehrere Reihen Löcher rings um den Stamm und füllt diese wiederholt mit Stall- jauche, der Superphosphat oder Thomasmehl beigegeben ist. Gut verrotteter Stallmist untergegraben thut auch vorzügliche Dienste, ist jedoch nicht immer zur Hand und unständlicher zu verwenden. Zu beachten ist, daß der Dünger nicht in der Nähe des Stammes, sondern soweit davon unterzugen ist, wie die Zweigspitzen von demselben entfernt sind, denn die Nahrung wird nur von den Wurzel- fäsern aufgenommen, diese aber streben in ihrem Wachstum in dem gleichen Verhältnis wie die Krone nach seitwärts hin. Eine Düngung im Frühjahr schafft einen üppigen Holztrieb, im Juli vorgenommen, kräftigt sie den Fruchtansatz, im September und Oktober aber schafft sie einen reicheren Ansatz von Fruchtknospen. Zum guten Gedeihen der Obstbäume ist ferner ein alljährliches Lockern der Baumscheibe durch Ungeraben unbedingt nötig, damit die Luft gut in den Boden eindringen, die Pflanzennährstoffe zersetzen und den Wurzeln die Atmung ermöglichen kann. Durch das Ungeraben der Baumscheibe vernichtet man ferner eine große Anzahl der in der Erde verpuppten Schädlinge, die als Raupe oder Insekt im Spätsommer den Baum verlassen haben, um unter demselben in der Erde ihren Winterschlaf zu halten. Wie jede andre Pflanze ver- braucht auch der Obstbaum in seiner Vegetationsperiode ein be- trächtliches Maß Feuchtigkeit. Enthält der Boden davon zu wenig, so muß künstlich nachgeholfen werden, will man nicht das Laub vor- zeitig abfallen und die Früchte verkümmern sehen. —

Meteorologisches.

— Die Erforschung der höhern Luftschichten. Das meteorologische Institut bei Berlin ist im Begriff, einen „Dienst“ für die systematische Erforschung der hohen Schichten unserer Atmosphäre mittels besonderer Vorrichtungen einzurichten. Wie Professor Ah- mann mitteilt, sollen auf dem Gelände des Aeronautilischen Obser- vatoriums am Tegeler Schießplatz mit Drachen und Drachenballons möglichst Tag und Nacht fortgesetzte Registrierungen der atmo- sphärischen Zustände in Höhen von 3-5000 Meter ausgeführt werden. Die Registrierapparate, die den Luftdruck, die Temperatur, Feuchtigkeit und Windgeschwindigkeit in jenen Höhen automatisch aufzeichnen, werden von einem Drachenballon getragen. Dieser, nach dem System Siegfried und Perseval hergestellt, wird an einem Klavierseilendraht in die Höhe geschickt. Der Ballon hat 37 Kubikmeter Rauminhalt und wird mit Wasserstoffgas gefüllt; seine Steigkraft ist genügend, um 1500 Meter Draht mit emporzuhoben. Ist der Auftrieb des Ballons kompensiert, so wird, bei günstigen Windverhältnissen, an das untere Ende des Drahtes ein Drachen von Hargrave'scher Konstruktion und 2-3 Quadratmeter Fläche befestigt. Dieser Drachen kann seinerseits 500 Meter Draht mit emportragen, an diesen Draht wird ein zweiter Drachen be- festigt, daran ein dritter usw., bis der Ballon 4000 oder nach Be- darf mehr Meter Höhe erreicht. Selbst mit Drachen allein, ohne Ballon, sind bei genügender Windstärke schon Höhen von 4300 Meter erreicht worden. Das Auflassen und Einholen der Drachen geschieht mittels elektrisch betriebener Kabelaufwinden. Nach den bisherigen Er- fahrungen bei gelegentlichen Drachensexperimenten dürfte die regel- mäßige Untersuchung der hohen Luftschichten auf diesem Wege zu bedeutungsvollen Ergebnissen führen. —

Technisches.

— Wie ein Gummiball entsteht, wird in einem Fach- blatt in folgender Weise beschrieben: Auf langen gewölbten, mit Zinblech beschlagenen Tischen liegen die zur Zusammenfügung der Kugeln erforderlichen einzelnen Teile. Diese werden aus den ver- schiedenen Mischungen des Rohmaterials, das wieder je nach der Größe und Art des Balles verschiedene Stärken aufweist, mit Scheeren ausgeschnitten und von den Arbeiterinnen mit großer Ge- schwindigkeit zu Wällen vereinigt. Bevor die Wälle geschlossen werden, wird eine kleine Menge eines Chemikaliens hineingethan, dann inwendig der Verschlusssprossen von nicht schwefelhaltigem Kautschuk angebracht. Das Schneiden der einzelnen Teile erfolgt, wie bemerkt, mit Hand und Scheere über einer Schablone, und zwar muß dabei jeder Teil auf jeder Seite andern Schrägschnitt aufweisen. Mit dem erwähnten Schrägschnitt werden die Teile übereinander gelegt und hasten ver- möge der Klebfähigkeit des Kautschuks fest zusammen. Besondere Sorgfalt muß bei der Herstellung der Tennisbälle vorherrschend, bei denen in der Größe sowohl als im Gewicht peinlichst genau einzu- haltende Maße vorgeschrieben sind. Deshalb hat hier jede Arbeiterin

eine Waage vor sich, durch die sie das Gewicht der Kugeln kontrolliert. Durch eine Thür treten wir aus diesem Saal in einen Raum, der für den ersten Augenblick wie eine Chylophen-Werkstatt ammutet. Es raffelt und kracht in diesem Raum in nervenschütternder Weise: wir sind in der Ball-Vulkanisierung. Der Vorgang bei dieser Arbeit ist folgender: Die Kugeln werden in eiserne, aufeinander passende Formen, die haargenau kugelförmig ausgeschliffen sein müssen, ein- gelegt und diese Formen zu je drei mit starken Schrauben zusammen- gezogen; dann erfährt ein Krah die Form, hebt sie empor, schwingt sie in bestimmter Richtung, und krachend faßt das mehrere Centner schwere Gewicht in einen großen, in die Erde eingebauten, über mannshohen Kessel, deren drei vorhanden sind. Wenn der Kessel gefüllt ist, wird er geschlossen und Dampf zugelassen. Unter der Hitze, die den Kautschuk vulkanisiert, dehnt sich das vorhin erwähnte Chemi- kalium gasförmig aus und preßt den Ball an die Wand der Form fest an. Nach vollendeter Vulkanisation wird die Form geöffnet und die nunmehr festen elastischen Kugeln aus derselben entnommen. Sie gelangen nun in einen weiteren Raum, wo sie durch den unvulkanis- tierten Verschlusssprossen mit einem Pfriemen durchstoßen werden und das darinnen befindliche Gas herausgedrückt wird. Dann wird der Ball durch dieselbe Öffnung auf eine hohe Nadel gesteckt, der unter drei Atmosphären Druck beständig Luft entströmt und die den Ball nun voll und straff mit Luft auffüllt. Nach dem Abziehen wird rasch ein wenig Kautschuklösung in das feine Loch gedrückt und der Ball ist fertig. Tennisbälle werden vorher noch durch Schablonen gezogen und in der Größe genau reguliert. Der Ball ist nun fertig, aber noch nicht verkaufsfähig, denn in der Naturfarbe werden Kugeln ja nur wenig gehandelt. Er kommt deshalb in die Ballmalerei, wo er von Frauenhänden mit den Farben, Mustern und Wibern bemalt wird. —

Humoristisches.

— Böser Zustand. A.: „Rein Gott, was ist Ihnen denn? Haben Sie Verbruch gehabt?“
 B.: „Ach, ich sage Ihnen, ich bin in einer Verfassung — die medlenburgische ist Gold dagegen!“ —
 — Lokalpatriotismus. Führer: „Schau'n Sie, jener hohe Berg dort ist die Jungfrau.“
 Tourist: „Aber ich bitt' Sie, die ist doch nicht in Bayern, die ist doch in der Schweiz!“
 Führer: „Ja, moanen's, 's geb' nur oan' Jungfrau auf der Welt?“ —
 — Scherzfrage. Was kann man niemals mit Worten ausdrücken?
 „unwappig's wapp'n würd“ („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Hermann Sudermanns neues Schauspiel „Johannis- feuer“ wird im Herbst mit Agnes Sorina in einer Hauptrolle im Lessing-Theater in Szene gehen. —
 — In Leipzig soll ein neues deutsches Schauspiel- haus errichtet werden. Eine „Leipziger Schauspielhaus-Gesellschaft“ hat sich gebildet, die bereits das zum Bau erforderliche Terrain er- worben hat. Als künstlerischer Leiter des Unternehmens ist der Direktor des „Men-Theaters“, Amielm Heine, an der Reihe. Das klassische und das moderne Drama soll in gleicher Weise ge- pflegt werden. —
 — In Frankfurt a. M. fand Jbsens „Wenn wir Toten erwachen“, einem Bericht der „Frank. Zig.“ zufolge, nach dem ersten beiden Aufzügen lauten und wiederholten Beifall, nach dem letzten wurden vereinzelte Aeußerungen des Wider- spruchs hörbar, die aber in dem allgemeinen Beifall sofort verdeckt wurden. —
 — „Die Asphaltblume“, Lustspiel in drei Aufzügen von Hans Brenner, wurde vom Thalia-Theater in Hamburg zur Aufführung erworben. —
 — Im Wiener „Deutschen Volks-Theater“ ge- langen zur Aufführung: Daudets „Die Kuglerin“, Hermann Wahrs Komödie „Wienerinnen“ und Fritz Adamus' von uns im Vorjahr besprochenes Drama „Familie Wavroch“. —
 — Grillparzers „Fäbin von Toledo“ ist von dem spanischen Komponisten Thomas Bretton für eine Oper „Mabel“ benutzt worden, die bei der Erstaufführung in Madrid großen Beifall gefunden hat. —
 — Das zum Druck der Pariser Zeitung „Le Petit Journal“ jährlich verbrauchte Papier stammt von 120 000 Bäumen, die zu Papierbrei verarbeitet wurden. —
 — Ein riesiger Vogelläufig wird gegenwärtig im neuen zoologischen Garten in New-York errichtet, der den Vögeln jeder Größe eine Bewegung in freiem Fluge gestatten wird. Die Voliere ist aus Stahlrohren erbaut und mit Drahtnetz eingedeckt. Der ganze Bau ist 152 Fuß lang, 72 Fuß breit und 55 Fuß hoch. In seinem Innern befinden sich 3 Waldbäume von beträchtlicher Größe, ein 100 Fuß langer Teich und eine Menge einzelne Hecken und Ge- sträucher. —